

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 62 (1958-1959)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Der letzte Winter  
**Autor:** Rogivue, Ernest  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665747>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## D E R   L E T Z T E   W I N T E R

Er trank seinen Kaffee aus, erhob sich und stellte den Teller mit dem Käse in den alten, braunen Küchenkasten zurück. Dann sah er nach dem Feuer im Herde, stocherte in der Glut und legte zwei dicke Buchenscheite nach. Während des Winters war seine grösste Sorge, sparsam mit dem Holz umzugehen, deshalb hatte er auch sein armeliges Lager hinter den Herd, an die Wand des Verschlages, in dem seine beiden Ziegen untergebracht waren, gestellt. Wenn er die Hütte, in der es beständig nach Essen und Mist roch, sorgfältig verschlossen hielt, so konnte er, eingegraben wie ein Murmeltier in seinem Bau, die grosse Kälte überstehen. Dabei hatten es die Murmeltiere gut; sie konnten schlafen und vom angesammelten Fett zehren. Er aber bestand nur aus Haut und Knochen; unter der Mardernase, die zu schnüffeln schien, zeigten sich ein paar rote, ergrauende Haare, die zugleich den Bart und einen Schnurrbart bildeten; über dem zurückweichenden Kinn öffnete sich ein zahnloser Mund und unter der Mütze aus Hasenfell zwinkerten unruhige, stechende Augen.

Er hinkte auf den Nagel zu, an dem sein Mantel hing, den er anzog; dann ergriff er seinen Stock aus Kirschbaumholz und trat ins Freie. Die Berge drohten weiss, grau und schwarz; die Kälte fiel über ihn her und durchdrang ihn wie mit tausend spitzen Nadeln. Dort unten lag das Dorf am Rande des Abgrundes und schien unter den schneebedeckten Dächern zusammenzuschrumpfen; seine, Modeste Paradins baufällige Behausung, lag etwas höher, abseits, wie um ihre stolze Armseligkeit nicht mit den andern zu teilen.

Er sah auf. Vom dunklen Waldsaum aus zog ein Nebelschleier über das Tal. Da wo er zerriss, erblickte man zerklüftete Felsen und fahles Gewölk; blitzartig leuchtete der Firn auf. Schneien würde es nicht, dazu war es zu kalt. Langsam, das verkrüppelte Bein nachziehend, schlug Modeste

Paradin den Weg zum Berge ein. Er hatte sich ans Hinken gewöhnt, wie er sich an so vieles und sogar an das Leben gewöhnt hatte. Nach und nach erwärme ihn die Bewegung und das Blut kreiste schneller in seinen alterssteifen Gliedern. Auf seinem Schnurrbart schlug sein Atem als Reif nieder.

Der Schnee, der nicht sehr hoch lag, war gefroren. Während dieses schlimmen Winters, in dem der Nordwind, übermässige Kälte und Elend herrschten, war nur wenig Schnee gefallen. Schon der Sommer war regnerisch gewesen, das Heu war schlecht ausgefallen und nun war noch die Kälte gekommen, um die Leiden der Armen zu mehren.

Man erzählte auch, es sei Krieg. Viele der Jungen, die zum Schutze der Grenze ausgerückt waren, waren schon zurückgekehrt; manche prahlten mit dem Dienst, andere beklagten sich darüber. Irgendwo, in der Ferne, kämpften Männer und wurden von Granatsplittern oder Kugeln zu Tode getroffen, während er, Paradin, den Berg mit seinem kranken Beine erklomm. Er wollte länger leben als andere, die stärker und glücklicher waren. Er hatte nichts vom Dasein gehabt. Seine Eltern, nicht ärmer als andere, waren vorzeitig gestorben. Die beiden Schwestern waren ins Tal gezogen; vielleicht waren sie verheiratet, verschollen, auf Abwege geraten, wer konnte es wissen?

Er hatte es nicht verstanden, sein Erbe zu verwalten. Immer schon hatte man ihn, vielleicht seines kranken Beines wegen, sonderbar gefunden. Er gesellte sich nicht zu den gleichaltrigen Knaben; sie waren ihm nicht gut gesinnt und spotteten über ihn. Lieber war er mit einigen Alten zusammen und hörte ihren erfahrenen Reden zu, um sie sich, soweit wie möglich, zunutze zu machen. Die auf der Alp verbrachten Sommer hatten seinen Körper gestärkt und seine Geschicklichkeit, das Vieh zu pflegen, entwickelt. Dann hatte er sich, jung wie er war, in ein Mädchen des Nachbardorfes verliebt. Sie war das achte Kind einer armen Familie, die sanfte Angelika mit den braunen Augen. Um sie zu sehen, wäre er sogar fähig gewesen, zu laufen: ihm, dem armen Krüppel, wuchsen Flügel, sobald er sie auf irgendeiner Böschung entdeckte, wo sie strickend die Ziegen überwachte. Sie plauderte, lachte und liess den schwermütiigen Blick ihrer dunklen Augen auf ihm ruhen. War er nicht den ganzen Frühling hindurch ausser sich vor Freude gewesen?

Dann war auch sie fortgegangen, um sich in Montreux oder Lausanne als Magd zu verdingen. Er

erhielt noch einen Brief, eine Karte und dann nichts mehr. Ein Mädchen mehr, das wie seine Schwestern verschollen war. Inmitten der gleichgültigen Berge blieb Modeste mit seinem Gram allein.

Es waren schlimme, verzweifelte Jahre, die nun folgten; er konnte sein kleines Besitztum nicht allein bewirtschaften. Stückweise musste er es verkaufen und es blieben ihm nur ein paar Wiesen, seine Hütte und die Heuscheune, auf die er nun zuging. Er machte kleine Arbeiten für die Gemeinde, klopfte Steine, richtete die Bretter für Wasseruhren zu und setzte die Wege instand. Wenn das Vieh krank war oder eine Kuh schwer kahlte, so holte man seinen Rat. Nach und nach hatte er die nötigen Kenntnisse erworben. Er sammelte Kräuter und wusste Formeln herzusagen; zuerst aus Berechnung, später aber, als die Bauern ihn aufsuchten, weil seine Kniffe, Gott weiß warum, Erfolg hatten, war er selbst von seiner Macht überzeugt. Die Jungen, die seine Geschichte nicht kannten, betrachteten ihn als Zauberer und meinten, er sei reicher als es schien.

Modeste blieb stehen, um Atem zu schöpfen. Er war in Schweiß gebadet. Was nützte es, diese Geschichten fortwährend wiederzukauen? War es sein eigenes Leben, an das er sich erinnerte? Oder eine jener Erzählungen, welche die alten Weiber bei der Nachtwache zum besten geben und deren Held längst gestorben ist? Was hatte das alles mit ihm, dem alten Quacksalber zu tun, über den die Weiber schwatzten, weil er nicht zur Messe ging und den man trotzdem holte, sobald im Stall etwas nicht in Ordnung war? Gewiss... aber das schmerzende Bein erinnerte ihn daran, dass er immer noch der gleiche war.

Er hatte kein Glück gehabt.

Heute bedrückte ihn etwas anderes. Aus seiner Scheune war Heu verschwunden. Letzte Woche hatte er es bemerkt. Die Scheune war nicht gut verschlossen. Sogar auf dem Schnee lagen verstreute Halme. Dabei hatte er nicht genug, um die Ziegen während dieses strengen Winters zu füttern. Jemand stahl sein Heu; es war kein Mensch, sicher nicht; es mussten Gemsen sein, welche die Kälte in die Niederungen trieb. Diese verfluchten Tiere, die zu nichts taugten und mit ihren stahlharten Beinen so schnell Reissaus nahmen! Diese Landstreicher wollten seine Ziegen aushungern. Hatte er das Heu für sie oder für die Ziegen, die ihm Milch gaben, eingebracht? Sollte er ihretwegen auf die Milch verzichten? Konnten sie sich ihr Futter

Eric Munk

## Z W I S C H E N D E N J A H R E N

*Bevor der Zeiger uns das neue Jahr  
Verkündet, wollen wir für zwei Minuten  
Uns neigen vor dem alten, welches war,—  
Denn es gehörte zu den guten.*

*Wir waren treu — und andre waren treu.  
Wir taten, was zu tun uns immer möglich.  
Wir liebten das Bewährte. Und was neu,  
Erforschten klaren Sinns wir täglich.*

*Wir mieden Böses. Doch der Mensch ist schwach.  
Und so geschah es, dass wir manchen kränkten.  
Auch kam uns dies und jenes Ungemach,  
Doch Schönes auch, was Fremde schenkten.*

*Wir blieben uns bewusst an jedem Tag,  
Dass unsre Fehler zu vermeiden wären.  
Wir wurden drum nicht fehlerfrei. Wer mag  
Mit erstem Steine uns beschweren?*

*Wir stehen alle gleich in der Gefahr.  
Es ist schon viel, wenn wir das eingesehen.  
So neigen wir uns vor dem alten Jahr,  
Das wir beim Abschied recht verstehen.*

*Es gab uns den Begriff von Wert und Pflicht,  
Und auch von Schuld und wieder von Entzagen.  
Das Neue soll kein schlechteres Gesicht  
Und keine schlimmre Kunde tragen.*

---

nicht anderswo holen, mit ihren kräftigen Beinen und ihrem raschen Lauf? «Aber ich werde euch schon noch erwischen, ihr Gemsen! Man sagt, euer Fleisch sei wohlschmeckend. Ich will nicht bloss von Käse und Makkaroni leben, ein guter Gembbraten ist nicht zu verachten und was übrig bleibt, kann man trocknen. Welch kräftige Kost für zwei, drei Wochen... Rings um die Scheune habe ich einen Verhau erstellt und nur eine schmale Öffnung gelassen. Die Gemse muss hindurch, wenn sie mein Heu fressen will... und dort

habe ich, wie für die Hasen, eine Schlinge gelegt. Die Gemse wird den Kopf hineinstecken und sobald sie ihn vorstreckt, zieht sich die Schlinge zusammen und sie ist gefangen, sie braucht dann nur noch auf mich zu warten, ha, ha . . . »

Modeste lachte vor sich hin und beschleunigte seine Schritte. Nun kümmerte es ihn nicht mehr, dass er schwitzte, und ausser Atem war. Schon konnte er die Scheune wie ein kleines, graues Dreieck im verschneiten Felde sehen.

«Ho, ho, was sehe ich da? Das ist ja eine Gemse, meiner Seel, das ist nicht fehlgegangen, die wäre gefangen!»

Modeste verlangsamte seinen ungleichmässigen Schritt, pflanzte seinen Stock in den Schnee und streckte seine mörderischen Hände vor.

Halb von der Schlinge erstickt, sprang eine junge Gemse vor ihm auf und versuchte, zu entkommen. Sie hatte, am Stricke ziehend, den Heuschober erreichen können und hatte dort einen oder zwei Tage lang gefressen. Nun war sie gefangen. Ihre Sprünge hatten die Schlinge nur enger zugezogen. Zuerst war sie vor Schreck fast närrisch gewesen, nach und nach hatte sie sich in ihr Schicksal ergeben, wartete . . . Und jetzt stand ein Mensch vor ihr, dieses unbekannte Wesen, das in den Tälern ging, manchmal auf den Gipfeln erschien, und vor dem die Leiter der Herde sie gewarnt hatten. Die junge Gemse erinnerte sich, wie ihr Rudel in überstürzender Flucht davongestoben war, sobald der warnende Pfiff ertönte; halb erschreckt, halb berauscht flohen sie über Felsen, auf denen sie kaum Fuss zu fassen vermochten und über den harten Firn. Stolz waren die Könige der Berge, welche der schwerfällige, grausame und lächerliche Mensch nicht erreichen konnte.

Doch nun war der Berg selbst grausam geworden. Alle Gräser und Moose waren erfroren und der Schnee so hart geworden, dass man ihn weder wegscharren, noch mit dem Geweih lockern konnte. Da hatten ihnen die erfahrenen Alten erlaubt, sich ins Tal hinunterzuwagen; dort konnten sie das Heu finden, welches die Menschen in Scheunen eingeschlossen. Manchmal erwischten sie ein bisschen davon. Jetzt aber war die Gemse gefangen und ein Mensch näherte sich ihr. Umsonst waren alle Sprünge, der Strick schnitt ihr nur tiefer ins Fleisch und nun berührten die Hände ihren Körper, umspannen ihren Hals, drücken auf die Wirbelsäule bis sie brechen würde!

Mit blutunterlaufenen Augen und verzerrtem Munde spürte Modeste, wie das widerstrebende

Tier erzitterte. Von der Neuheit dieses Gefühls überrascht, verminderte er seinen Druck. Nun empfand er eine unbekannte Freude, den jungen, schlanken Körper, der sich aufbäumte und zitterte, in seinen Händen zu halten. Die halberstickte Gemse ergab sich in ihren Tod und leistete keinen Widerstand mehr; sie drehte nur den Kopf ihrem Mörder zu. Aus ihren Augen brach ein sanfter, klarer Blick, den weder Furcht noch Vorwurf trübten, ein Blick, der alle Klarheit der Gipfel und der Weiten in sich barg.

Im Banne dieses Blicks liess Modeste die Gemse los. Seine Bestürzung wuchs und besiegte ihn. Er fiel auf die Knie, Tränen ersticken ihn, unverständliche Worte kamen über seine Lippen. Schüchtern berührte er ihren Körper, streichelte ihren Kopf, sprach ihr zu. Die Gemse beruhigte sich ein wenig; plötzlich leckte sie seine rauhe Hand. Hatte sie das Salz, das Modeste seinen Ziegen hinstreckte, gespürt oder wollte sie ihm für das geschenkte Leben danken?

Modeste kam wieder zu sich. Er wollte die Gemse nicht töten, wollte sie behalten. Sie sollte stets um ihn sein.

Er misstraute ihr. Sie könnte entfliehen. Da musste er vorsorgen. Er hatte einen Strick, der lang genug war, mitgenommen und der kleine Schlitten, auf dem er das Heu zu Tal brachte, war auch da. Er breitete die Streu darauf aus, fesselte die Beine der Gemse und trotz ihres Widerstandes legte er sie auf das Strohlager und band sie, wie einen Verletzten, den man hinunterbringt, fest. Den Schlitten hinter sich herziehend, machte er sich auf den Weg.

Er wollte der Gemse einen Platz im Ziegenstall einräumen, ein wenig seitwärts. Wenn sie gerne Salz leckte, würde sie vielleicht nicht zu unglücklich sein. Den Winter über wäre für ihre Nahrung gesorgt; sie brauchte nicht mehr in den Bergen umherzirren und fürchten zu müssen, mit den Hörnern an einem Zweig hängen zu bleiben, wenn sie versuchte, das Moos auf dem Stamm einer Tanne zu erreichen. Man hatte schon Gemsen gefunden, die zwei bis drei Zentimeter hoch über dem Boden hingen; im Frühling blieb von ihnen nur das Gerippe und die Würmer unter der verschimmelten Haut übrig. Aber wie sollte der kleine Wildling das wissen?

Nun hatte Modeste sein Chalet erreicht. Er knüpfte die Knoten auf und packte die Gemse, welche vergeblich Widerstand leistete; seine starke Hand hielt sie fest. Er durchschritt die Küche,



*Winterliche Romanik in der Altstadt* Photo H. P. Roth

sperre sie in den Stall und befestigte die Halfter an einem Balken. Er war zufrieden, dass ihn niemand gesehen hatte. Seine Gefangene war ihm nun vollständig ausgeliefert. In seiner Hand, die so breit wie eine Untertasse war, streckte er ihr Salz hin. Die Gemse beroch es undleckte es gierig auf. In der finsternen Ecke meckerten die beiden unruhig gewordenen Ziegen. Modeste überliess ihnen die letzten Salzkörner. Dann holte er ein Schaff mit Wasser für die Gemse und begann zu melken. Dabei brummte er ein altes Lied von sich hin. Das Glück war bei ihm eingezogen.

Modeste ging nicht viel aus; man sah ihn nur, wenn er Zichorie, Tabak und Grütze besorgte. Stundenlang konnte er auf der Schwelle des Stalles, den eine Laterne erhellt, verbringen und in schweigsamer Verbissenheit seine Gefangene betrachten, während er an seiner Pfeife sog. In seiner Gegenwart bewegte sich die Gemse nicht; nur von Zeit zu Zeit öffnete sich ihr Auge, um den Mann, diesen mittelmässigen Gott, der sie in dieses Loch gesperrt hatte, zu betrachten. Ein friedliches Glück hatte unter den geschwärzten Balken seiner Hütte Platz gefunden. Der Blick dieser

Karneolaugen unter den gelblichen Lidern erwärmte sein Herz, leuchtete in seiner Nacht. Nachts suchten manchmal Träume den Ungläubigen heim, unbestimmte Bilder von sonnigen Wiesen unter einem strahlenden Himmel und einem braunen Mädchen, dessen Gegenwart so angenehm war wie warmes Brot.

Von der Küche aus hörte Modeste die Gemse in ihrem Winkel schnauben. Wahrscheinlich hatte sie Bewegung nötig. Ihre Muskeln mussten von der unfreiwilligen Ruhe gereizt sein. Sie sollte nicht vor Langeweile dahinsiechen! Modeste fertigte eine lange starke Leine an und befestigte ein Ende an einem Balken. Dann band er sie an die Halfter der Gemse und liess diese ins Freie. Als das Tier das Licht und die Freiheit wiederfand, erbebte es und versuchte, mit einem Satz zu entkommen. Aber nach einigen unnützen Versuchen begriff es, dass seine Gefangenschaft andauerte und lehnte sich nicht weiter dagegen auf. Mit unbeholfenen Sprüngen lief es im Kreise herum, so weit der Strick reichte, wie ein unglückliches Kind. Am hellen Tage konnte Modeste die Schönheit seines Körpers besser wahrnehmen.

Seine Hörner waren wie aus Stahl, seine Ohren spitz. Das dichte Fell liess die Kälte nicht durch. Am schönsten waren die schlanken Beine mit den kleinen harten Hufen, die sich in spitze Klauen spalteten. Spreizten sich die Klauen, so konnte man sehen, wie sich zwischen ihnen eine Haut spannte, um das Gewicht der flüchtigen Gemse bei Ueberquerung des Firns zu tragen. Modeste erkannte die Schönheit. Aber er wünschte, sie möchte nicht als Gefangene, sondern freiwillig bei ihm weilen. Ihre Anwesenheit sollte das Zeichen eines Bündnisses, einer Freundschaft sein, nicht etwas Erzwungenes. Denn man braucht Freundschaft nötig.

Eines Tages hatte die Kälte nachgelassen und es begann zu schneien. Den ganzen Tag und die ganze Nacht schneite es. Der Schnee lag mehr als einen Meter hoch. Modeste, der ins Dorf gehen wollte, war gezwungen, darauf zu verzichten; denn er versank bis zur Hüfte im Schnee, der so weich wie Moos war. Da kam ihm ein Einfall. Er nahm die Gemse beim Halfter und führte sie ins Freie. Aber statt sie an der Leine anzubinden, liess er sie laufen.

Die Gemse witterte den Schnee, der sich unter dem Schutzdach angehäuft hatte. Mit einem Satz war sie mitten drin; aber wie der Alte es vorausgesehen hatte, sanken ihre schmalen Beine bis zur

Brust in den weichen Teppich ein. Trotzdem fuhr sie fort, umherzuspringen und mit den Füssen um sich zu schlagen, um vorwärtszukommen. Sie entfernte sich, fand stellenweise einen härteren Boden, von wo sie einen Satz nehmen konnte und sank von neuem ein. Nun war sie ausser Reichweite, er hätte sie nicht ergreifen können.

Er holte ein wenig Salz und, auf der Schwelle stehend, schnalzte er mit der Zunge. Dies war das Zeichen, an welches er den Wildfang gewöhnt hatte. Er sah, wie die Gemse stehen blieb und fragend um sich blickte.

Schau, schau, die Kleine, sie versteht das Zeichen und kommt zurück! Du bist ein Leckmaul! Da kommst du schon, streckst deine Schnauze in meine Hand und ich kann deine Halsleine ergreifen. Es ist gut; wenn du brav bist, werde ich dich jeden Tag ein wenig länger laufen lassen und so lang du nicht Reissauss nimmst, sind hier Salz und Heu für dich bereit. Sind wir einig?

Dank des dicht gefallenen Schnees, des warmen Stalles, in dem es reichlich Heu und Salz gab und dank der Gewöhnung an die Ziegen, dieser etwas verachteten Verwandten, gelang es Modeste, die Gemse bei sich zu behalten, trotzdem er ihr täglich mehr Freiheit liess. Wohl befürchtete er, ein Jäger aus dem Dorfe möchte seinen Schützling entdecken. Aber die beiden durchtriebensten Wilderer waren gegenwärtig aufgeboten und abwesend. So war die Gefahr geringer. Trotzdem wusste man im Dorfe bald, dass bei Modeste etwas los war. Zuerst sagte man, er hätte die Gemse verzaubert. Jemand hatte ihn mit dem Tier in der Nähe seiner Hütte gesehen. Andere wieder hatten verdächtige Spuren bemerkt, die nicht von Menschen herrührten. Denn Welch vernünftiger Mensch würde auf diese Art im Zickzack laufen und solche Umwege beschreiben? Das Nächstliegende war, an Hexerei zu denken. Dem alten Kauz, der einsam in seiner Hütte hauste, war Zauberei zuzutrauen. Ein paar Alte, die sich an solche Geschichten erinnerten, liessen durchblicken, die Gemse könnte etwas anderes als eine Gemse sein. Wie hätte Modeste sie fangen können? Es wäre ihm nicht möglich gewesen, wohl aber einem, den man nicht zu nennen wagte und den man als den «anderen» bezeichnete. Unsere Ahnen wussten ihn mit Hilfe eines schwarzen Ziegenfalls, auf das gewisse Zeichen gemalt waren und um welches man im Kreise herum Kerzen stellte, zu beschwören. War diese Gemse vielleicht ein Bock? Und erinnerten die Spuren nicht an einen Hexensabbat?

So munkelte man einige Zeit, ohne Genauereres zu wissen; denn man hatte nicht oft in der Gegend seiner Hütte zu tun. Schliesslich beschlossen ein paar junge Leute hinaufzugehen. Nur schlecht verbargen sie ihre Angst mit Wichtigtuerei. Auf ihre Fragen antwortete der Alte, er habe die Gemse gefangen und gezähmt. Da sie sie aber nicht zu Gesicht bekamen, verbreiteten sie im Dorfe, die ganze Geschichte sei erfunden und der Alte verrückt. Schliesslich sahen sie vorbeigehende Holzhauer. Einer sprach von den guten Schlegeln, die das gäbe; ein anderer riet, das Tier einem zoologischen Garten zu verkaufen, das würde wenigstens etwas einbringen. Ein einziger meinte, man sollte die Gemse freilassen und sie ihrem gewohnten Leben zurückgeben. Sie zogen ab, während sie sich über ihre Meinungen stritten.

Modeste war ärgerlich, dass sein Geheimnis bekannt war. Er fürchtete, jemand möchte eine List anwenden, um ihm seine Gemse zu nehmen. Es kam vor, dass sie eine oder zwei Nächte lang wegblieb. Modeste verzehrte sich dann vor Unruhe und empfand ungestüme Freude, wenn sie zurückkam.

Seit Anfang März blies der Föhn. Sein heißer Atem verzehrte den Schnee auf den südlichen Hängen. Modeste, der die Gemse seit ihrem letzten Streich eingesperrt hatte, beschloss, dass es nun an der Zeit wäre, sie dem freien Leben zurückzugeben, wo sie vor den Menschen in Sicherheit war.

Er führte sie an der Leine, tat Salz in seinen Sack, ergriff seinen Stock und brach in der Richtung zur Heuscheune auf. Vom Salz angelockt, folgte ihm das Tier trotz ein paar Seitensprüngen. Modeste führte es über die Scheune hinaus bis an den oberen Rand des Waldes, wo die Weiden begannen; jenseits derselben stiegen schon die besonnten, steinigen Hänge an, wo die Gemsen hausten. Dort angelangt, streckte er ihr das Salz hin, löste den Halsriemen und streichelte sie, während ihm Tränen in die Augen kamen. Das Tier, erstaunt, die grosse Einsamkeit wiederzufinden, machte ein paar unentschlossene Schritte, liess nochmals seinen Blick auf dem Menschen ruhen, um dann plötzlich, wie vom Hauche des Gletschers berauscht, auf dem weichen Schnee davonzurrasen. Modeste sah zu, wie der schwarze Fleck in weißer Ferne verschwand. Während er abwärts stieg, kaute er an seinem Schnurrbart.

Der Frühling und der Sommer gingen vorüber. Modeste, der immer einsamer wurde, lebte nur noch in der Erinnerung dieser paar Wochen, die

ihn um mehr als dreissig Jahre zurückversetzte; es war eine verworrene Träumerei, die er nicht zu ergründen versuchte. Er erwachte spät; vielleicht war es die Mattigkeit des Alters, welche ihn schlaff machte. Immer mit den gleichen Bewegungen besorgte er täglich seinen einsiedlerischen Haushalt. Bei feuchtem Wetter quälte ihn das Reissen. Er sah noch, wie zwei Kühe kalbten und ein Maulesel am Rotz zugrunde ging. Wenn ihn die Leute über seinen winterlichen Besuch befragten, gab er keine Antwort. Sobald er aber zur Heuscheune hinaufstieg, überkam ihn die Erinnerung, wie er die bebende Gemse gefunden und wie dieses Glück seine Verhangenheit erhellt hatte.

Wo mochte sie nun sein, die Kleine? Hüpfte sie auf den hohen Felsen umher? Weidete sie auf den mageren Wiesen, die sich an die Felshänge klammerten und die der Ziegenhirte nicht erreichen konnte? Sicher war sie gewachsen, nahm ihren Platz zwischen den andern ein und hatte ein Weibchen gefunden. Vielleicht führte sie das Rudel? Wer weiß. Dann konnte sie den anderen erzählen, dass der Mensch nicht immer böse sei.

Mit einer geheimen Hoffnung sah Modeste den Herbst nahen. Hinter seinem Fensterchen stiegen die Nebel auf und der Wald weinte. Dieses traurige Schauspiel erfreute ihn. Er wartete lange mit steigender Ungeduld. Mitte Dezember endlich fand ein starker Schneefall statt. Modeste reichte seinen Ziegen Futter, steckte ein Stück Brot und Käse sowie eine Tüte Salz in seine Tasche, ergriff einen Stock und machte sich auf den Weg nach der Heuscheune.

Er öffnete die Türe, breitete einen Haufen Heu auf der Schwelle aus, setzte sich auf einen Klotz und wartete. Er wartete lange. Von Zeit zu Zeit nahm er ein wenig Heu in die Hand und überliess es dem Winde, der von den weissen Firnen wehte, während seine zahnlosen Lippen Beschwörungen murmelten, den eindringlichen, sehnüchigen Ruf des alten Bettlers.

Holzhauer fanden ihn ein paar Tage später. Sie hatten seine Abwesenheit bemerkt und es war ihnen in den Sinn gekommen, dort oben nachzusehen. Er war auf der Schwelle der Hütte erfroren und ganz zusammengeschrumpft. Ein paar Heuhalme, die seinen Fingern entglitten waren, lagen auf seinem Mantel verstreut. Sein treues Hundesicht zeigte einen Ausdruck tiefster Seeligkeit, über den die Männer erstaunten.

(Uebertragung von Maria Geringer)  
Copyright by Cosmopress